
Im Konjunktiv

Es war Ulrich Beck, der mit seinem Buch „Risikogesellschaft“⁶⁸ 1986 die neue Lage auf den Begriff und damit zur öffentlichen Diskussion gebracht hat: Immer mehr Menschen müssen immer mehr Entscheidungen im Hinblick auf ihre Lebenspläne und -perspektiven treffen; immer weniger nehmen selbstverständliche Traditionen und Konventionen ihnen solche Entscheidungen ab. Kontingenzen und Kontingenzerfahrungen wachsen gemeinsam; das Leben im Konjunktiv wird zur Regel. Man kann das Gemeinte an Bildungs- und Berufsentscheidungen exemplifizieren: Bis in die sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts hinein gab es in der Bundesrepublik im Großen und Ganzen eine Entsprechung zwischen sozialer Lage, sozialer Herkunft, Schulkarriere und Berufswahl. Arbeiterkinder wurden Arbeiter; Angestelltenkinder wurden Angestellte, die Kinder von mittleren und höheren Beamten und Akademikern wurden Akademiker. Und dabei hatten fast alle deutschsprachige Eltern mit deutscher Staatsangehörigkeit. Heute ist dieser Reproduktionszusammenhang nicht mehr so eindeutig. Die Diversifizierung innerhalb der Gesellschaft schreitet rasant fort; individuelle Lebenslagen unterscheiden sich immer stärker, und dies nicht nur als Ergebnis von Zuwanderung. Zwar sind nach wie vor mit bestimmten sozialen Lagen bestimmte Entwicklungswahrscheinlichkeiten verbunden; auch sind nach wie vor die Ressourcen in der Gesellschaft höchst ungleich verteilt, mit sogar zunehmender Tendenz zur weiteren Spaltung. Dennoch haben sich die Möglichkeiten vervielfältigt; es gibt keine normative Festlegung mehr im Blick auf die Reproduktion des Herkunftsstatus; und dies gilt in zugespitzter Weise für individuelle Lebensstile und Lebensformen.

Die schon seit den 1980er Jahren vielfach beschriebenen Prozesse der Individualisierung und Pluralisierung sind durch Globalisierung, Migration, die ökologischen Krisen, Digitalisierung und Mediatisierung noch einmal verstärkt worden; diese Entwicklungen haben den Konjunktiven in der Gesellschaft einen weiteren starken Schub verliehen. Niemand kann heute noch den Glauben hegen, die Zukunft werde eine reine Verlängerung der Vergangenheit sein. Jeder, jede weiß um die gesellschaftlichen Zukunftsbedrohungen und Veränderungsdynamiken. Das hat auch Folgen für individuelle Zukunftsplanungen, gerade im Jugend- und im jungen Erwachsenenalter, das ohnehin schon durch herausfordernde und verunsichernde leibliche und soziale Transformationsprozesse gekennzeichnet ist. Man weiß immer von der Möglichkeit großer Veränderungen. Man weiß, dass Arbeit und Beruf rasanten Wandlungsprozessen unterliegen. Man weiß auch, dass Partnerschaften scheitern können (und dürfen). Man weiß, dass man sich selbst und den eigenen Ort in der Gesellschaft erst finden muss und dass dabei neben den Plänen auch sehr viel Zufall

im Spiel ist. Aber bei den wichtigen Entscheidungen muss man dennoch nolens volens zumindest so tun, als ob gesellschaftliche und individuelle Prognosen möglich wären. Aber man weiß zugleich, dass die Annahmen sich als falsch bzw. nicht tragfähig erweisen könnten. Diese Konstellation aus individuellen und kollektiven Transformationsprozessen schafft eine ständige, latente Unsicherheit – ein Grundgefühl wie beim Gang über dünnes Eis. Dabei wird die eigene Chance auf aktive Einflussnahme nicht größer: Die Annahme ist plausibel, dass in der Gegenwart und der erwartbaren Zukunft die, mit Niklas Luhmann⁶⁹ gesprochen, „äußere Komplexität“, also die Gesamtmenge tatsächlicher und möglicher gesellschaftlicher Ereignisse, gegenüber früheren historischen Perioden stark ansteigt. Also müssen heute Handelnde den Grad ihrer Handlungsfähigkeit entschieden erweitern, um im gleichen Maße wie früher „erfolgreich“ bleiben zu können. Sie müssen mehr und anderes können, ohne dass das zwingend ihren Handlungsspielraum erweitert – man denke nur einmal an die Bestimmbarkeit der alltäglichen Lebensbedingungen: Den ökologischen Einschnitten, den welthistorischen Veränderungen, den ökonomischen Transformationen, dem technologischen Wandel, der Kommunikations- und Medienrevolution und den damit verbundenen Sicherheitsrisiken und auch Überwachungsfolgen kann sich niemand entziehen. Dass eine Pandemie das individuelle und das gesellschaftliche Leben in der modernen Gesellschaft bis in die existenziellen Grundfesten erschüttern könnte, gehörte bis Anfang 2020 nicht zum Vorstellungsrepertoire. Alle Menschen sind von den Folgen betroffen, ob sie es wissen oder nicht, wollen oder nicht. Die Schere zwischen individueller Handlungsfähigkeit und gesellschaftlicher Komplexitätsentwicklung öffnet sich also zusehends weiter; die Unsicherheit wächst. Für das Leben im Konjunktiv ist kein Ende sichtbar. Für Jugendliche und junge Erwachsene ist diese Herausforderung besonders groß.

Vielleicht liegt genau an dieser Stelle die wichtigste Begründung für die Stärkung der Kulturellen Bildung gerade in dieser Lebensphase?